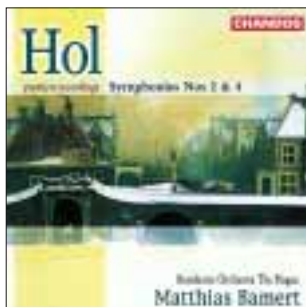




Grachtenromantik

Richard Hol? Nie gehört? Kein Grund zur Verlegenheit. Auch in den Niederlanden beginnt man erst, den seinerzeit als Chor- und Orchesterdirigent, Organist und Pädagoge erfolgreichen Komponisten (1825-1904) zu entdecken. Auch dort werden die holländischen Tonsetzer der vergangenen 200 Jahre noch kaum gespielt. Das Residentie-Orchester Den Haag widmet ihnen nun ein größeres Aufnahmeprojekt. Nach der Ersteinspielung von Hols erster und dritter Sinfonie im vergangenen Jahr folgen jetzt, wiederum unter Leitung von Matthias Bamert, die zweite und vierte.

Um es vorwegzunehmen: Hol, Sohn eines Amsterdamer Milchmannes, ist mehr als ein Kleinmeister. Dass er gegenüber Einflüssen der deutschen Romantik überaus aufgeschlossen war, hört, um mit Brahms zu sprechen, „jeder Esel“. Interessanter ist die Tatsache, dass Hol diese Einflüsse seiner unpräzisen, aber geschickten Schreibweise zu assimilieren verstand. Dem pragmatischen Holländer ist nicht bange vor den Aporien der Sinfonik nach Beethoven. Er unterläuft sie: Die beiden rund halbstündigen Sinfonien geben sich mit schlichten Kehraus-Finales zufrieden. Auch auf eine zyklische Verklammerung der Sätze verzichtet Hol bescheiden. In den Durchführungen scheut er vor ziellos vagierenden Sequenzen nicht zurück. Doch gerade die Zweite von 1866 beeindruckt mit strömenden Lyrismen und einer Düsternis (Einleitung!), die auch Größeren zur Ehre gereicht hätten.

Das sehr gepflegt spielende Residentie-Orchester wird der klassischen Anlage der Stücke hervorragend gerecht. Matthias Bamert sorgt für eine differenzierte Dynamik. Leider vernachlässigt die Tontechnik die Mittelstimmen. Trotzdem: Ein überzeugendes Plädoyer, das neugierig macht auf mehr holländische Romantik.

Anselm Cybinski



Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Hol, Sinfonien Nr. 2 und 4; Residentie-Orchester Den Haag, Matthias Bamert (2001) Chandos/Koch CD 9952 (62'35")



Brahms verschlankt

Hat man philharmonische Brahms-Feiern im Ohr, aus Berlin (wenn Abbado dirigierte, mit einem Schuss Italianità) oder aus Wien (wo Giulini eine ganz besonders zarte Würze von italienischem Cantabile beimischte), muss sich dieses Ohr bei Daniel Harding umgewöhnen. Mit der Deutschen Kammerphilharmonie Bremen musiziert er einen viel sachlicheren und vor allem klanglich verschlankten Brahms.

An befeuernder Glut fehlt es nicht: Immer wieder sorgt Harding für positive Unruhe, durch Sforzati oder durch Hemiolen; überhaupt lädt er verschobene Taktschwerpunkte mit leidenschaftlicher Energie auf. Doch klingt beispielsweise die Klarinette eigenartig fahl, wirken die Holzbläser trotz fast kammermusikalisch kleiner Orchesterbesetzung auffallend wenig präsent – mehr Farbe als solistische Eigenständigkeit. Reine Streicherpassagen haben zuweilen den intimen Duktus eines Streichquartetts, was allerdings nicht heißt, dass der Klang entsprechend transparent wäre.

Zweifelloos musiziert Harding sehr genau nach dem Text, aber zu diesem Text scheint ihm nicht viel einzufallen. Die Größe dieser Musik, vor allem ihre klangfarbliche Originalität, kommt hier zu wenig zur Geltung, zumal das Klangbild von einem eigenartigen Grauschleier überdeckt scheint – lustloser Brahms.

Werner Pfister

Interpretation
Klang

★★★
★★★

Brahms, Sinfonien Nr. 3 F-Dur op. 90 und Nr. 4 e-Moll op. 98; Die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen, Daniel Harding (2000/01) Virgin/EMI CD 545480 (73'53")



Doppelte Gerechtigkeit

Wer hätte das gedacht: Plötzlich streiten zwei beachtliche Aufnahmen der „Symphonia tragica“ von Felix Draeseke (1835-1913) um die Gunst des Plattenkäufer. Dabei war das Stück, für das sich einst keine Geringeren als Bülow, Nikisch und Böhm einsetzten, bis letztes Jahr kaum mehr als eine Legende. Der (vergebliche) Versuch der Nazis, Draeseke posthum zum deutschen Idealkomponisten aufzubauen, hatte ihn für Jahrzehnte unmöglich gemacht. Eingeweihte nannten die „Tragica“ hingegen „eine der gewaltigsten Leistungen deutscher Sinfonik“ und vergaßen selten darauf hinzuweisen, dass sie 1886 entstand, gleichzeitig mit der Erstfassung von Bruckners kolossaler Achter. Wie diese ist die „Tragica“ auf ein gewaltiges Finale hin konstruiert. Auch Draeseke schichtet schließlich die Themen aller vier Sätze übereinander. Nicht in apothetischer Absicht indessen, sondern als Chiffre für Tragik. Tatsächlich ist sein ambitioniertes Werk eine originelle, unbedingt hörenswerthe Synthese aus „neudeutschem“ und klassizistischem Stil. Doch die teutonische Gezwungenheit des Ganzen ist unüberhörbar.

Die Ersteinspielung mit der Radio-Philharmonie Hannover unter Jörg-Peter Weigle bestach durch strukturelle Klarheit und eine elastische, rhythmisch konturierte Phrasierung. Geradezu komplementär dazu kosten George Hanson und das hervorragend präparierte Wuppertaler Sinfonieorchester jetzt die klangliche Opulenz der schwierigen Partitur aus. Kleine Einbußen der Perfektion gleichen sie durch ihr beseeltes Musizieren aus.

Die Aufnahme bildet die deutsche Sitzordnung des Orchesters genau ab. Allerdings klingen die hohen Streicher gegenüber dem starken Blech ziemlich dünn. Zudem verwischt der starke Nachhall die Konturen.

Anselm Cybinski

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Draeseke, Symphonie tragica, Gudrun (Ouvertüre), Sinfonischer Prolog zu Penthesilea; Sinfonieorchester Wuppertal, George Hanson (2000) MDG/Naxos CD 335 1041 (73'01")



Effektvolle Bögen

Bei seinem CD-Debüt im vergangenen Jahr ging Sakari Oramo noch auf Nummer Sicher und entschied sich für Griegs Evergreen „Peer Gynt“. Der finnische Jungstar, der im September 1998 zum neuen Chefdirigenten des City of Birmingham Symphony Orchestra ernannt worden war, vermochte den viel gespielten Piecen zwar keine neuen Aspekte zu entlocken. Doch immerhin bewies der Spross einer traditionsreichen Musikerfamilie, dass er das finanziell schwer angeschlagene Orchester zu klangschönem Spiel animieren kann, ohne ins Kitschige abzugleiten – und er handelte sich damit prompt eine Nominierung für den englischen Gramophone Award 2001 ein.

Jetzt wendet sich Oramo dem sinfonischen Gesamtwerk seines Landsmannes Jean Sibelius zu, das das Orchester bereits in den 80er Jahren unter seinem Vorgänger Simon Rattle eingespielt hat (EMI). Wie nicht anders zu erwarten, spielen die Musiker aus Birmingham auch unter ihrem neuen Chef höchst animiert, mit sattem Bassfundament, fein timbriertem Holz und schwelgerischem Streicherklang. Oramo vermeidet nicht nur in der Sinfonie, sondern selbst in der patriotisch gefärbten „Karelia“-Suite allzu pathetische Gesten. Die entromantisierte Gangart und der sorgfältige Umgang mit der Dynamik, der sich in effektvollen Spannungsbögen niederschlägt, wirken wie eine Entschlackungskur. Die viel gespielten Werke wirken so erstaunlich frisch.

Ausgesprochen störend sind allerdings die Nebengeräusche in den Generalpausen zwischen den wuchtigen Schlussakkorden der Sinfonie. Ansonsten ist die Aufnahmequalität vorzüglich.

Peter Kerbusk

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Sibelius, Sinfonie Nr. 5 Es-Dur op. 82, Karelia-Suite op. 11, Pohjolas Tochter op. 49, Der Barde op. 64; City of Birmingham Symphony Orchestra, Sakari Oramo (2001) Erato/Warner CD 8573-85822 (66'35")



Breiter Pinsel

Die beiden populärsten Orchesterwerke des russischen Spätromantikers auf einer CD – das könnte trotz des enormen Konkurrenzdrucks ein attraktives Angebot sein. Doch diese Live-Aufnahmen der Tschechischen Philharmonie unter ihrem Chefdirigenten kommen so brav und betulich daher, dass das Zuhören nicht immer Freude bereitet. Im „Capriccio espagnol“ setzt es den spanischen Wirbel einigermaßen vital in Szene. Die „Scheherazade“-Suite dagegen malt Vladimir Válek mit so breitem Pinsel aus und lässt sich so viel Zeit, dass die orchestralen Showeffekte nahezu verloren gehen. Zudem ist er so detailverliebt, dass bisweilen der große Zusammenhang unkenntlich wird.

P.K.

Interpretation
Klang

★★
★★★

Rimsky-Korsakoff, Capriccio espagnol op. 34, Scheherazade op. 35; Tschechische Philharmonie, Vladimír Válek (1997/2001) Supraphon/Koch CD 3370 (61'54")



Hochzeit

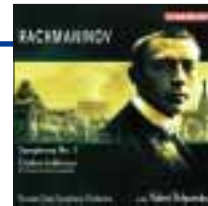
Hans Huber (1852-1921) erfüllt in seinen Sinfonien die formalen und satztechnischen Gattungsansprüche mit südeuropäischer Sinnlichkeit und entspricht darin der geographischen wie kulturellen Mittelposition seiner schweizerischen Heimat. Die vorliegenden, die kurioserweise beide einen Hochzeitsmarsch enthalten, basieren auf außermusikalischen Programmen. Während die „Tellsinfonie“ von 1881 stilistisch und konstruktiv noch stark Brahms verpflichtet wirkt, spricht die „Schweizerische“ von 1917 eine eigene wiewohl nach wie vor spätromantische Sprache. Die Stuttgarter Philharmoniker und ihr künstlerischer Leiter agieren in dieser vierten Folge ihrer Dokumentation von Hubers Schaffen als nüchterne Sachwalter.

Hill

Interpretation
Klang

★★★
★★★★

Huber, Sinfonien Nr. 1 d-Moll (Tell) und Nr. 7 d-Moll (Schweizerische); Stuttgarter Philharmoniker, Jörg-Peter Weigle (2001) Sterling/MusikWelt CD 1042 (70'57")



Düster

Nach dem Fiasko der Uraufführung 1897 vernichtete Rachmaninoff die Partitur seiner ersten Sinfonie; zwei Jahre lang konnte er keine Note niederschreiben. Das Werk wurde zwar aus den erhalten gebliebenen Orchesterstimmen rekonstruiert, steht aber im Schatten der populäreren zweiten und dritten Sinfonie. Valeri Polyansky hat die Erfahrung und den großen Atem, das Orchester sicher durch das tiefgründige, düstere Werk zu führen. Trotz gemäßigter Tempi erliegt er nicht der Gefahr, in hohles Pathos zu verfallen. Eine interessante Ergänzung bilden die von Respighi instrumentierten Sätze aus Rachmaninoffs „Etudes-tableaux“.

P.K.

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Rachmaninoff, Sinfonie Nr. 1 d-Moll op. 13; **Respighi**, Cinq Etudes-tableaux op. 160; Russisches Staatliches Sinfonieorchester, Valeri Polyansky (1999) Chandos/Koch CD 9822 (72'00")



Aus Hongkong

Vor 20 Jahren hatte sich der englische Dirigent David Atherton schon einmal an den ganzen Stawinsky gewagt. Nun ist er das Projekt erneut angegangen, diesmal mit dem Philharmonischen Orchester Hongkong, dessen Chef er 1989-2000 war. Vol. 3 seiner „Strawinsky Collection“, die unter dem von Atherton mitbegründeten Label Global Music Network erscheint, enthält vor allem selten gespielte Werke, darunter die Tanzwerke „Orpheus“ und „Scènes de ballet“ aus den 40er Jahren. Die Aufnahmen zeigen ein hohes orchestrales Niveau und verdeutlichen überzeugend die divergierenden Stilelemente der Partituren. Strawinsky-Fans bietet die CD deshalb sicher eine gute Ergänzung zum Standard-Repertoire.

P.K.

Interpretation
Klang

★★★
★★★

Strawinsky, Orpheus, Scènes de ballet, Vier Studien für Orchester, Scherzo à la russe; Philharmonisches Orchester Hongkong, David Atherton (1995/96) GMN/Scherzando CD 103 (61'25")



In memoriam Paul Sacher

Die „Klassizistische Moderne“ von 1920 bis etwa 1950, die von den Serialisten ab den 50er Jahren als unnötig und überflüssig diffamiert und heftig bekämpft wurde, ist durch die gleichnamige Veranstaltungsreihe der Basler Paul-Sacher-Stiftung 1996 wieder nachhaltig ins allgemeine Bewusstsein gerückt worden. An die verdienstvollen Veranstaltungen knüpft die vorliegende Einspielung an. Das Programm besteht aus drei Werken, die Sacher am 21. Januar 1947 in einem einzigen Konzert in Basel uraufführte. Das ist mitreißende Konzertmusik, die nichts von ihrer Frische und Lebendigkeit eingebüßt hat. Im Gegenteil: Es bedarf keiner kühnen Prophetie, ihr – wenn sie so blendend interpretiert wird wie in diesen Aufnahmen – ein längeres Leben vorherzusagen als all den nachfolgenden seriell-avantgardistischen Aufbrüchen in unbekannte Klangwelten, die niemand mehr besiedeln möchte.

Es überrascht, wie gut sich die Werke von Martinu und Honegger gegen Strawinskys ein wenig etüdenhaftes „Concerto en ré“ behaupten. Honeggers vierte Sinfonie ist das Werk eines Meisters, der sich hier zu seiner Basler Heimat bekennt; in nur wenigen Werken hat er zu solch milden, freundlichen und zart-melancholischen Tönen gefunden. Das Werk erfordert eine nachgerade kammermusikalische Interpretation, die dem Kammerorchester Basel unter Christopher Hogwood vielleicht nicht ganz ideal gelingt: Die Musiker bieten eher ein Klangfresko, als dass sie intim aufeinander zu spielen.

Gleichwohl eröffnen sie mit diesen Aufnahmen außerordentlich niveauvoll eine Veröffentlichungsreihe, die hoffentlich rasch wachsen wird.

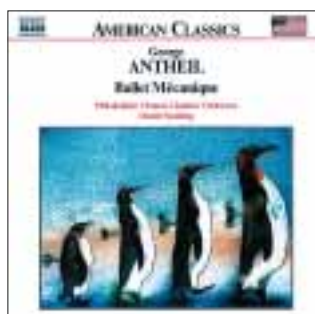
Giselher Schubert



Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Martinu, Toccata e due Canzoni; **Strawinsky**, Concerto en ré; **Honegger**, Sinfonie Nr. 4 (Deliciae Basiliensis); Florian Hölscher (Klavier), Kammerorchester Basel, Christopher Hogwood (2001) Arte Nova/BMG CD 74321 86236 (65'43'')



Schaffenspanorama

Die hier eingespielten Werke von George Antheil (1900-1959), dessen Musik gegenwärtig wieder entdeckt wird, stecken vorbildlich die Weite seines Komponierens ab. Die wilden 20er Jahre sind mit zwei denkbar gegensätzlichen Werken vertreten, dem berühmten „Ballet Mécanique“ (1923), allerdings in einer nicht ganz so lärmigen Fassung von 1953, und der an Stravinsky orientierten „Symphony for Five Instruments“ (1924). Die Zeit des Übergangs zu einer gemäßigten Tonsprache repräsentiert das seltsame „Concert for Chamber Orchestra“ (1932), das unverkennbar Weill-Töne aufgreift, den populistischen Stil seit den späten 40er Jahren die erste Serenade für Streichorchester (1948) mit ihren folkloristischen Anklängen.

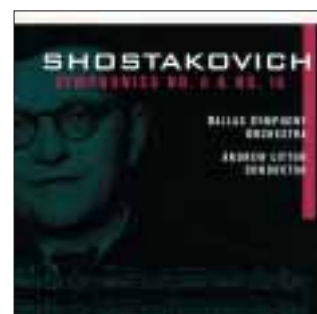
Antheil war ein Komponist, der – drastisch ausgedrückt – stets die Musik seiner Zeitgenossen virtuos nachkomponierte. Er formte Gesten nach und verwandelte sie souverän und geistvoll in Eigenes und Persönliches. Darin liegt ein interpretatorisches Problem, das aber in diesen Einspielungen glücklich gemeistert wird. Die denkbar plastisch gestaltenden Musiker rücken die Werke weniger in die Nähe von Varèse, Strawinsky, Weill oder Copland, als dass sie ihren individuellen Tonfall hörbar machen. Sie konzentrieren sich auf das Witzige und Verspielte, das Übertriebene, den Sarkasmus, das Schlichte oder das Understatement.

Giselher Schubert

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Antheil, Ballet Mécanique, Serenade für Streichorchester Nr. 1, Symphony for Five Instruments, Concert for Chamber Orchestra; Philadelphia Virtuosi Chamber Orchestra, Daniel Spalding (1999) Naxos CD 8.559060 (59'05'')



Klassiker der Moderne

Nach dem erzwungenen Kotau vor der Kommunistischen Partei der Sowjetunion in Form der fünften Sinfonie kündigte Dimitri Schostakowitsch eine große Sinfonie zu Ehren Lenins an. Das 1939 uraufgeführte Werk enthält aber weder einen Chor, noch entspricht es mit seinen drei krass unterschiedlichen Sätzen den gängigen Vorstellungen von einer Sinfonie. Bis heute ist unklar, warum Schostakowitsch seine Pläne so radikal änderte. Auch das quirliche Presto-Finale gibt immer noch Anlass zu Fragen: Ist es wirklich eine Apotheose ungehemmter Fröhlichkeit, oder ist die Musik als doppelbödige, böartige Burske zu verstehen? Ähnliche Fragen wirft die 1953 entstandene zehnte Sinfonie auf, mit der Schostakowitsch angeblich „das schreckliche Gesicht Stalins“ zeichnen wollte.

Der US-Dirigent Andrew Litton, der beide Sinfonien in einer vorzüglich klingenden Live-Aufnahme im Surround-Sound interpretiert, drängt solche außermusikalischen Überlegungen in den Hintergrund. Anders als etwa Mstislav Rostropowitsch, dessen Assistent er einige Jahre war, versteht Litton die Sinfonien nicht als Bekenntnismusik. Er kehrt den Klassiker der Moderne heraus, bei dem nicht greller Lärm im Vordergrund steht. Das hervorragend disponierte Sinfonieorchester aus Dallas verdeutlicht die Melancholie und die bizarre Kantigkeit der Musik durch subtile Klangfarbenmischungen und klug gesetzte Akzente.

Ärgerlich an diesen feinsinnigen und nuancenreichen Interpretationen ist lediglich die Verteilung auf zwei CDs. Die gleiche Koppelung gibt es in der Lesart von Kyrill Kondrashin auf nur einer Scheibe.

Peter Kerbusk

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Schostakowitsch, Sinfonien Nr. 6 h-Moll op. 54 und Nr. 10 e-Moll op. 93; Dallas Symphony Orchestra, Andrew Litton (2000) Delos/MusikWelt 2 CD 3283 (82'39'')



Bastille-Collage

Seine erste Sinfonie komponierte Kurt Weill zu Beginn seiner Berliner Zeit, die zweite am Ende, als die politischen Lampen in Deutschland sich zu verfinstern begannen. Das Philharmonische Orchester Hong Kong kombiniert diese beiden Werke mit der „Bastille Music“, einer Art Themen-Collage des Weill-Schülers David Drew. Die Aufnahme ist harmlos, bringt den Puls nicht in Wallung. Die ruhigen Passagen im langsamen Satz der Zweiten plätschern dahin, bergen keine Geheimnisse, und die dynamischen Zuspitzungen der Ersten entwickeln nicht den nötigen Biss. Wo die „Bastille“ elegisch swingen könnte, dehnt sie sich gemächlich und gleichförmig.

C. Vr.

Interpretation
Klang

★★
★★★

Weill, Sinfonien Nr. 1 und 2, Bastille Music; Philharmonisches Orchester Hong Kong, David Atherton (1998)
GMN/Scherzando CD 100 (60'42")



Episch

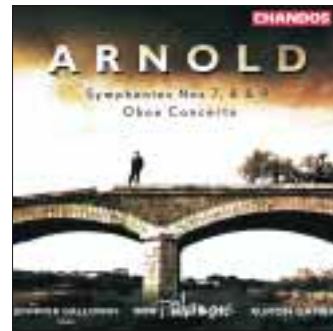
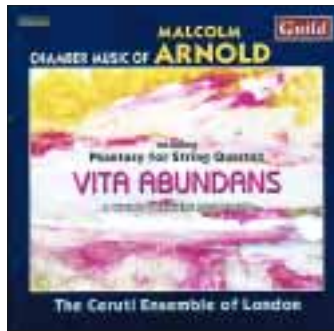
Diese beiden hörenswerten Sinfonien von Alexander Moyzes (1906-1984), dem namhaftesten slowakischen Komponisten des 20. Jahrhunderts, sind biographisch eingefärbt: Die siebte von 1955 ist ein Werk der Trauer um die jung verstorbene Tochter, die achte bezieht sich auf den Einmarsch der Truppen des „Warschauer Paktes“ in die Tschechoslowakei am 21. August 1968. Gleichwohl zeigt sich in den spätromantisch getönten Werken keinesfalls eine überbordende Emotionalität. Moyzes ist ein Komponist, der eher beschreibt als ausdrückt. Dieser epische Zug seiner Musik wird in diesen Aufnahmen kompetent und mit spürbarem Engagement ausgespielt.

G.Sch.

Interpretation
Klang

★★★
★★★

Moyzes, Sinfonien Nr. 7 op. 50 und Nr. 8 op. 64; Slowakisches Radio-Sinfonieorchester, Ladislav Slovák (1990/94)
Marco Polo/Naxos CD 8.225091 (70'29")



Sinfonik vor und nach dem Zusammenbruch

Im Jahr seines 80. Geburtstages hat sich die Musik Sir Malcolm Arnolds endlich wieder wachsender Beliebtheit erfreut. Rund 20 CDs sind 2001 auf den Markt gekommen. Eine kleine, aber feine davon vereint beide Streichquartette mit der erstmals aufgenommenen Fantasie „Vita abundans“ und dem raren Quintett für Flöte, Violine, Viola, Horn und Fagott, das so ungewöhnlich klingt, wie es seine Besetzung verspricht. Das hörbar engagierte Ceruti Ensemble trägt die Musik mit großem Elan vor.

Keine Aufnahme wird in der Malcolm Arnold-Gesellschaft derzeit so kontrovers diskutiert wie Rumon Gambas temperamentvolle Neueinspielung der letzten drei Sinfonien. Angesichts ihrer Komplexität erstaunt es, wie dieser junge, hochbegabte Assistant Conductor des BBC Philharmonic den Hörer packt und gefangen nimmt. Die tückische Siebte fordert Interpreten wie Rezipienten gleichermaßen heraus: Angesichts der Tatsache, dass Arnold sie größtenteils in der Sommerfrische Ischias bei seinem Freund William Walton schrieb, schockiert die Schroffheit des Kopfsatzes: Dissonanzen türmen sich, fratzenhafte Obsessionen, wie Constantin Floros sie bei Mahler diagnostiziert. Der merkwürdige zweite Satz ist eine kalte, fast emotionslose Elegie mit Soloposaune (Paul Reynolds). Leicht versöhnlich gibt sich das Finale mit Zitaten irischer Folklore, bis das Werk von drei Schlägen auf der Herdenglocke – schicksalsbehaftet seit Mahlers Sechster – und drei wie bei Schostakowitsch herbeigezwungenen Dur-Dreiklängen triumphal-hohl beschlossen wird. Besonders im ersten Satz peitscht Gamba das virtuose Orchester durch Höhen und Tiefen dieser beängstigenden Musik. Er braucht für die Siebte nur 32, Arnold selbst hingegen 55 Minuten. Die Achte ist nur anscheinend unproblematischer; Gambas Interpretation zeigt die Ecken und Kanten dieser vielschichtigen Partitur auf. Höhepunkt der Doppel-CD ist jedoch die Deutung der wieder ganz anders gearteten Neunten. Sie entstand 1986 und stellt Arnolds einziges großes

Werk nach seinem totalen Zusammenbruch dar. Von kontemplativem Charakter, gipfelt sie in einem 25-minütigen Schluss-Adagio, das in seiner Sparsamkeit und Einsamkeit erschüttert. Gamba, sonst zu reichlich schnellen Tempi neigend, kommt hier zur Ruhe und baut große Spannungsbögen auf. Eine sinnvolle Ergänzung ist das pastorale Oboenkonzert, von Jennifer Galloway stimungsvoll gespielt.

Wer geradlinigere Interpretationen der Sinfonien Nr. 7 und 8 hören möchte, ist mit der obendrein preisgünstigen CD von Naxos sehr gut beraten. Der manchmal etwas langweilige, risikoscheue Andrew Penny überzeugt besonders mit der kantigen Siebten, wobei ihm mit dem National Symphony Orchestra of Ireland ein sehr guter, wenn auch nicht so überragender Klangkörper wie das BBC Philharmonic zur Verfügung steht.

Tobias van de Locht

	Ceruti Ensemble	
	Interpretation	★★★★
	Klang	★★★★
	Gamba	
	Interpretation	★★★★★
	Klang	★★★★★
	Penny	
	Interpretation	★★★★★
	Klang	★★★★

Arnold, Streichquartette Nr. 1 op. 23 und Nr. 2 op. 118, Quintett op. 7, Fantasie für Streichquartett; Ceruti Ensemble (2001)
Guild/MusikWelt CD 7216 (70'32")
Arnold, Sinfonien Nr. 7 op. 113, Nr. 8 op. 124 und Nr. 9 op. 128, Konzert für Oboe und Streicher op. 39; Jennifer Galloway (Oboe), BBC Philharmonic, Rumon Gamba (2001)
Chandos/Koch 2 CD 9967 (116'04")
Arnold, Sinfonien Nr. 7 op. 113 und Nr. 8 op. 124; National Symphony Orchestra of Ireland, Andrew Penny (2001)
Naxos CD 8.552001 (63'14")



Sinfonische Reise

Einojuhani Rautavaara (geb. 1928) ist einer der renommiertesten Komponisten Finnlands. Er vertritt eine gemäßigte Moderne, was sich auch in einer Vorliebe für die traditionellen Gattungen Oper, Sinfonie und Konzert widerspiegelt. Seine Harmonik ist in der Regel weich und verzichtet weitgehend auf schroffe Dissonanzen. Im Vordergrund stehen die melodische Linienführung und der subtile Umgang mit Klangfarben.

In seinem 2000 entstandenen Harfenkonzert verwendet Rautavaara wegen der Balance zwischen Solo und Tutti einen sehr kleinen Orchesterapparat. Eine elegische Grundstimmung durchzieht das gesamte dreisätzige Werk, prägt aber vor allem das liedartige, sehr sangliche Adagietto. Die Sinfonie Nr. 8 trägt den Untertitel „Die Reise“. Hier herrschen dunkle oder gedeckte Farben vor. Dem langsam dahinströmenden Kopfsatz folgt ein kurzes, virtuoses Scherzo. Das Zentrum der Komposition bildet der „Tranquillo“ überschriebene dritte Satz. Ein lyrischer Gesang, zunächst im Horn exponiert, entfaltet sich in ausgreifenden melodischen Bögen in verschiedenen Orchestergruppen, bevor ein eher feierliches Finale das Werk beschließt.

Leif Segerstam hat das richtige Gespür für diese eher traditionell ausgerichtete Musiksprache. Seine Ausgestaltung wirkt sehr fein und ausgewogen, vor allem in den lyrischen Passagen. Immer wieder gelingt ihm äußerst differenzierte dynamische Abstufungen und eine beeindruckende Balance zwischen den Gruppen.

Martin Demmler

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Rautavaara, Konzert für Harfe und Orchester, Sinfonie Nr. 8; Marielle Nordmann (Harfe), Philharmonisches Orchester Helsinki, Leif Segerstam (2001)
Ondine/Note 1 CD 978 (52'30")



Avantgarde aus Georgien

Der Georgier Gija Kantscheli ist, seit er 1991 seine Heimat verließ und nach Deutschland übersiedelte, vor allem mit elegischen, meditativen Werken hervorgetreten. Der heute 68-jährige Komponist zählte in den 60er und 70er Jahren zu den Verfechtern der georgischen Avantgarde, die mit den Vertretern der vorherrschenden neoklassizistischen und folkloristischen Schule brach und neuartige Klangwelten zu erschließen versuchte. Das belegen seine frühen Sinfonien, die einen ganz anderen Kantscheli zeigen als seine späten Arbeiten.

Dies ist eine sehr lebendige und ungemein ausdrucksstarke Musik, die mitunter an Schostakowitsch erinnert, mit schmetternden Blechbläserkaskaden, wohl kalkulierten dramatischen Steigerungen und scharfen Kontrasten zwischen lyrischen und rhythmisch akzentuierten Passagen. In der ersten Sinfonie gelangen Kantscheli immer wieder originelle Klangsichtungen und überraschende Wendungen. Der zweite, langsame Satz weist in seiner eher introvertierten Haltung schon auf die späteren Arbeiten voraus. Schreiende Dissonanzen finden sich hier ebenso wie sehr verhaltene, fast ätherische Passagen. Die zweite Sinfonie mit dem Titel „Chants“ wirkt noch dichter und in sich geschlossener. Das Konzept basiert auf der ersten Veröffentlichung von Kirchenchorälen im nachrevolutionären Georgien 1968. Doch auch die Auseinandersetzung mit der Volksmusik spielt in diesem expressiven Werk eine zentrale Rolle.

Die Aufnahmen sind nicht gerade exzellent, aber von annehmbarer Qualität.

Martin Demmler

Interpretation
Klang

★★★
★★★

Kantscheli, Sinfonien Nr. 1 und 2; Sinfonieorchester Tiflis, Jansug Kakhidze (1998)
BEAUX/Mazur CD 2009 (58'28")



Klimpern und strukturieren

Wie klingt die Musik eines Mannes, der als Junge stundenlang zwischen seinen bekifften Brüdern E-Gitarre klimperte? „Wacky“, das heißt auf Deutsch so viel wie exzentrisch, irrational und schräg. So charakterisiert Michael Tilson Thomas die Kompositionen von Steven Mackey (geb. 1956).

Wenn man es nicht wüsste, würde man es vermutlich schon in den ersten Takten hören: Das ist amerikanische Musik – turbulent, revuehaft und, ähnlich Bernsteins „West Side Story“, immer den rhythmischen Feinheiten wie dem elementaren Schwung zugehen. Steven Mackey ist ein amerikanischer Sonnyboy, der keine Unterschiede zwischen E- und U-Musik zu kennen scheint.

Aber halt! Mackeys Musik besteht aus grundsätzlich Verschiedenem: Der vereinzelt Geigenstimme setzt er das aufbauende – und doch immer differenzierte – Orchester entgegen, klischierten Gitarrenakkorden einen sensiblen Streichersatz; süßliche Szenen wechseln mit strenger, intelligenter Klanglichkeit. Ein permanenter Austauschprozess ist das.

Die Musik zeichnet mit präzisen, harten Strichen einen streng strukturierten Raum. Und dennoch fließt sie – dank Michael Tilson Thomas. Die gefährdete Liaison zwischen E-Gitarre und Sinfonieorchester erscheint hier als vibrierende Symbiose, im Rahmen derer das Orchester auch eigene Wege geht und so den vielstimmig sprechenden Widerpart spielt. Unbekümmerte und immer wieder überraschende Musik – ein Glücksfall.

Tilman Urbach

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Mackey, Tuck And Roll, Lost And Found, Eating Greens; Steven Mackey (Elektrische Gitarre), New World Symphony, Michael Tilson Thomas (2000)
RCA/BMG CD 9026 63826 (62'11")

Dokumentation der Avantgarde

Das 1999 gegründete Wiener Label Kairos setzt konsequent wie kein anderes auf Avantgarde-Komponisten. Vorgelegt wurden bislang ausschließlich Portrait-CDs in ansprechender Aufmachung und mit zu meist sehr informativen, mitunter auch originellen Booklet-Texten renommierter Autoren oder sogar der Komponisten selbst. Dieses Konzept scheint aufzugehen: Bereits zwei Mal wurde Kairos in den vergangenen Monaten mit dem Preis der Deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet. Nun erweitert das Label seinen Katalog mit gleich fünf Neuerscheinungen, die sich alle auf höchstem Niveau bewegen.

Der 1998 im Alter von nur 52 Jahren verstorbene Gérard Grisey ist mit seinem Vokalzyklus „Quatre chants pour franchir le seuil“ vertreten, seinem letzten vollendeten Werk, das erst nach seinem Tod zur Uraufführung kam. Alle vier Lieder dieses Zyklus betrachten das Sterben, wenngleich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven. Es sind Reflexionen über den Tod aus unterschiedlichen Zeiten und Kulturen, vom antiken Gilgamesch-Epos bis zur zeitgenössischen Lyrik. Grisey spricht eine sehr ruhige, aber ungemein intensive musikalische Sprache, die durch ungewöhnliche Klangfarben, etwa die Kombination von Kontrabassklarinette, Tuben und Schlagzeug, besticht. Besonders ergreifend ist der lyrische Abgesang dieses Zyklus, eine instrumentale „Berceuse“ von solch lichter Klanglichkeit, wie man sie selten gehört hat.

Beat Furrer (geb. 1954), Mitbegründer des Klangforums Wien und auch als Dirigent eng mit diesem Ensemble verbunden, ist ein Meister der fast lautlos daherkommenden Unruhe. Effekthascherei oder vordergründiges Pathos sind seine Sache nicht. Er entwickelt in seinen Arbeiten eine feine Balance von Klang und Struktur, Sinnlichkeit und Askese. Ob in dem feinnervigen Tripelkonzert „Face de la chaleur“ oder dem nachstückartig-rätselhaften „Dort ist das Meer“ für Chor und Orchester – stets horcht Furrer dem Klang in seine feinsten Verästelungen nach und formt ihn zu hochkomplexen und expressiven Netzwerken.

Die CD mit Arbeiten von Helmut Lachenmann (geb. 1935) konzentriert sich auf Orchesterwerke aus den frühen 70er Jahren, die in Rundfunkproduktionen aus der Entstehungszeit zu hören sind. In erster Linie Michael Gielen sorgt dafür, dass trotz der spröden Klanglichkeit die kompositorische Substanz deutlich wird. Auch die Hans Zender (geb. 1936) gewidmete Veröffentlichung bringt neben neueren zwei Stücke aus den

70er Jahren, allerdings in neuen Einspielungen mit dem Klangforum Wien unter der Leitung des Komponisten. So lässt sich sehr schön die Entwicklung Zenders nachvollziehen, etwa vom fernöstlich inspirierten „Muji no kyô“ zum fast 15 Jahre später entstandenen „Fürin no kyô“. Die 1998 entstandene „Music to hear“ repräsentiert die jüngste Schaffensphase Zenders, die vor allem durch eine mikrotonal aufgefächerte Harmonik bestimmt wird.

Olga Neuwirth schließlich, 1968 geborener Shooting-Star der österreichischen Musikszene, ist mit zwei ungemein bunten Ensemblewerken sowie drei eher statischen Zwischenspielen aus ihrem Musiktheater „Bählamms Fest“ vertreten, in denen die Live-Elektronik sowie Zitate und Allusionen eine zentrale Rolle spielen – herrlich virtuos musiziert von Mitgliedern des Klangforums Wien. Jede dieser fünf CDs lohnt den Kauf. Die Veröffentlichungen des Labels bedeuten eine Bestandaufnahme der gegenwärtigen Avantgarde.

Martin Demmler



Interpretation
Klang

★★★★★
★★★★★

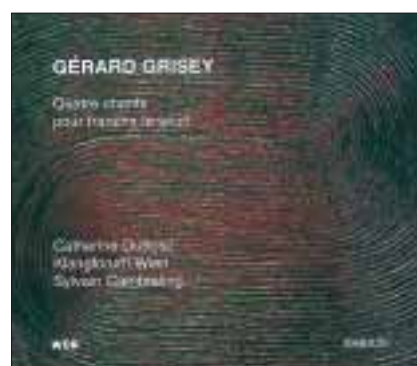
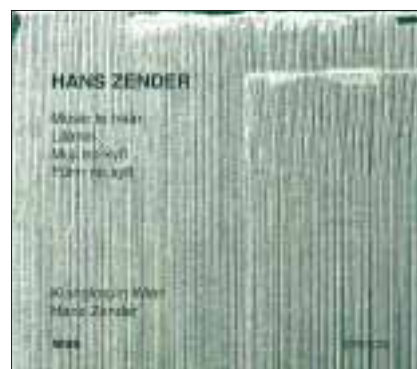
Grisey, Quatre chants pour franchir le seuil; Catherine Dubosc (Sopran), Klangforum Wien, Sylvain Cambreling (2000) Kairos/edel CD 1225 (41'34")

Furrer, Stimmen, Face de la chaleur, Quartett für vier Schlagzeuger, Dort ist das Meer; Eva Furrer (Flöte), Ernesto Molinari (Klarinette), Marino Formenti (Klavier), Schlagquartett Köln, SWR-Vokalensemble Stuttgart, Wiener Konzertchor, RSO Wien, Rupert Huber, Beat Furrer (1996-2000) Kairos/edel CD 1227 (62'11")

Lachenmann, Kontrakadenz, Klangschatten – mein Saitenspiel, Fassade; Peter Roggenkamp, Zsigmond Szathmáry, Gerhard Gregor (Klavier), SWR-Sinfonieorchester Stuttgart, NDR-Sinfonieorchester, SWR-Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg, Michael Gielen (1971-91) Kairos/edel CD 1223 (69'24")

Zender, Music to hear, Litanei, Muji no kyô, Fürin no kyô; Julie Moffat (Sopran), Eva Furrer, Katrina Emtage (Flöte), Donna Wagner Molinari (Klarinette), Klangforum Wien, Hans Zender (2000) Kairos/edel CD 1226 (75'29")

Neuwirth, Instrumental-Inseln I-III aus Bählamms Fest, Vampyrotheone, Hooloomooloo; Klangforum Wien, Sylvain Cambreling (2001) Kairos/edel CD 1224 (63'47")





Was noch?

Haydns Cellokonzerte gehören zum eisernen Repertoire-Bestand; entsprechend sind sie interpretatorisch ausgereizt und vielfach hochkarätig eingespielt worden. Was gibt es zu den Werken noch zu sagen? Diese Neuauflage erscheint zwar musikalisch schlüssig, aber nicht herausragend. Jan Vogler sammelt Pluspunkte mit seinem natürlichen Ansatz und seiner schönen, gerundeten Tongebung. Und er gehört zu denen, die das Finale des C-Dur-Konzerts nicht in die Atemlosigkeit treiben – zum Glück. Insgesamt tendiert die Einspielung jedoch zum Konventionellen, vor allem im Orchesterpart. Die Einbeziehung des D-Dur-Konzerts Hob. VII:4 ist zu begrüßen, auch wenn Haydns Autorschaft nicht gesichert ist. *N.H.*

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Haydn, Konzerte für Violoncello und Orchester C-Dur Hob. VIIb:1, D-Dur Hob. VIIb:2 und D-Dur Hob. VIIb:4; Jan Vogler (Violoncello), Virtuosi Saxoniae, Ludwig Güttler (2000)
Berlin/edel CD 1717 (70'29")



Gediegen

Das französische Trio Wanderer profiliert sich in Beethovens Tripelkonzert als homogenes Ensemble. Es bietet eine Interpretation von gediegener Musikalität, die rund und geschlossen klingt, ohne besondere gestalterische Glanzlichter zu setzen. In der Bühnenmusik zu Goethes „Egmont“ treten die Qualitäten des Gürzenich-Orchesters deutlicher hervor. Mag man auch manches schon dramatisch zugespitzt gehört haben, so hat der Konzertschnitt doch hohes Niveau. Breitbandiges, volles Klangbild. *N.H.*

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Beethoven, Tripelkonzert op. 56, Fragmente aus der Bühnenmusik zu Goethes Drama Egmont op. 84; Trio Wanderer, Anja Harteros (Sopran), Konrad Beikircher (Erzähler), Gürzenich-Orchester Kölner Philharmoniker, James Conlon (2000)
Le Chant du Monde/harmonia mundi CD 2781142 (73'36")



Klangwonnen

Das Violinkonzert von Brahms liegt in Einspielungen vor, die gleichsam zu Ikonen geworden sind – man denke nur an Konstellationen wie Heifetz / Reiner, Stern / Ormandy, Oistrach / Klemperer oder Perlman / Giulini. Hilary Hahn gelingt es, ihm eine ganz persönliche Prägung zu geben. Auf ihrer phänomenalen Vuillaume-Geige lässt sie den Solopart in betörender Tonschönheit leuchten. Dieser wunderbar gerundete, in allen Lagen anziehende Ton ist die große Stärke der Geigerin. Da rückt die über jeden Zweifel erhabene technische Realisierung an die zweite Stelle. Nach einer von der Academy of St Martin in the Fields recht spannungslos intonierten Exposition steigt Hahn mit souveräner Leichtigkeit ein, schwingt sich empor und entwickelt die Sextolen und Quintolen in klar strukturierten Sinneinheiten. Ohne jeden manuellen Widerstand gleitet sie voran, in Joachims Kadenz eher besonnen, im Finale mit triumphierender Brillanz. Schade nur, dass Neville Marriner nicht über ein routiniertes Dirigat hinauswächst.

Strawinskys Konzert in D, das im Konzertsaal nie recht heimisch wurde, klingt in dieser Interpretation alles andere als spröde. Das Werk hebt förmlich ab – lebendig, schwerelos; alles swingt und klingt. Der Effekt der schnellen Sätze ist schlicht sensationell. Referenzverdächtig.

Hilary Hahn ist jetzt 21 Jahre jung. Wie mag sie erst in zehn Jahren spielen?

Norbert Hornig

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Brahms, Violinkonzert D-Dur op. 77; **Strawinsky**, Violinkonzert in D; Hilary Hahn (Violine), Academy of St Martin in the Fields, Neville Marriner (2001)
Sony CD 89649 (61'38")



Ton-verliebt

Erste Preise beim Carl-Nielsen-Wettbewerb 1992 und beim Concours Musical International Reine Elisabeth de Belgique 1997 machten den Namen Nikolaj Znaider international bekannt. Der 1975 als Sohn polnisch-israelischer Eltern in Dänemark geborene Geiger studierte u. a. bei Boris Kuschnir am Wiener Konservatorium und bei Dorothy DeLay an der Juilliard School in New York. Beste Voraussetzungen also für den Sprung auf das Konzertpodium. Den hat Znaider mittlerweile geschafft.

Im Schallplattenkatalog ist er bereits mit Mitschnitten vom Brüsseler Wettbewerb vertreten. Nun hat Znaider zwei recht gegensätzliche Werke aufgenommen: das kontrastreich-herbe und immer noch viel zu wenig beachtete Konzert von Carl Nielsen und das unverwüstlich melodienselige op. 26 von Max Bruch. In beiden Werken präsentiert er sich als ausgesprochen tonschön formulierender Geiger, der sicher durch seinen Part steuert. Wenn die große Faszination dennoch ausbleibt, liegt dies auch an der gewaltigen Konkurrenz. Niemand hat je das Nielsen-Konzert so unglaublich souverän und spannend eingespielt wie 1965 Tibor Varga (Tibor Varga Collection). Und verglichen mit dem phantasievoll gestaltenden Gerhard Taschner (EMI) wirkt Znaider bei Bruch ordentlich und berechenbar.

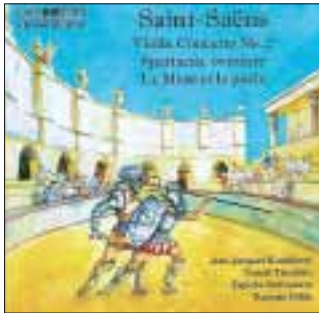
Man wird Znaiders Weg sorgsam beobachten müssen. Aufnahmen des Konzertes von Glasunow und des zweiten von Prokofiev sind geplant.

Norbert Hornig

Interpretation
Klang

★★★★
★★★★

Nielsen, Violinkonzert op. 33; **Bruch**, Violinkonzert Nr. 1 g-Moll op. 26; Nikolaj Znaider (Violine), London Philharmonic Orchestra, Lawrence Foster (1999)
EMI CD 556906 (65'17")



Draufgänger

Nur ganz wenige Geiger zeigen heute noch gerne Temperament. Gefragt sind eine glattpolierte Technik und ein möglichst schlanker, mitunter geradezu neutraler Klang. Ein Draufgänger wie Jean-Jacques Kantorow wirkt da zunächst einmal befreiend. Kantorow, der in den 60er Jahren sowohl den Carl-Flesch- als auch den Paganini-Wettbewerb gewann, strotzt noch immer vor viriler Virtuosität. Jeder Ton verrät, wie wohl er sich auf seiner Stradivari fühlt. Perkussiv hämmern die Finger auf das Griffbrett, die G-Saite schnarrt unter heftigen Bogenattacken. Das Vibrato klingt wie von einem Starkstromaggregat produziert. Und die sehr leittönige Intonation strebt zur Obergrenze des noch Tolerablen.

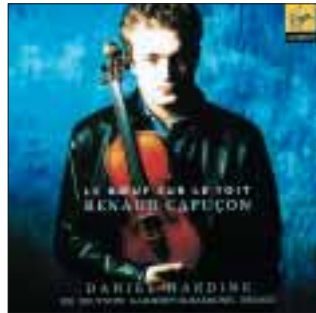
Dem vernachlässigten zweiten Violinkonzert von Camille Saint-Saëns bekommt die sportive Herangehensweise: Einiger wunderbar intimer Momente ungeachtet, ist es ein „showpiece“ in der Tradition von Henri Vieuxtemps. Allerdings kostet Kantorows geigerische Macho-Attitüde ihren Preis. Den weniger physischen Momenten wird der raue Klang kaum gerecht. Und auch in puncto Genauigkeit und Trennschärfe geht der Franzose Kompromisse ein.

Überzeugender wirken die Resultate von Kantorows achtjähriger Arbeit als künstlerischer Leiter der jugendlich-engagierten Tapiola Sinfonietta. Das vom Klang der hervorragenden Bläser geprägte finnische Orchester spielt drahtig und durchsichtig. In der bisher noch nicht auf CD erhältlichen „Spartacus“-Ouvertüre findet es sein ebenso stürmisches wie melodisches Pardestück.

Anselm Cybinski

Interpretation ★★★★★
Klang ★★★

Saint-Saëns, Violinkonzert Nr. 2 C-Dur op. 58, Spartacus-Ouvertüre für Orchester, La Muse et le poète für Violine, Violoncello und Orchester op. 132; Jean-Jacques Kantorow (Violine), Torleif Thedéen (Violoncello), Tapiola Sinfonietta, Tuomas Ollila, Jean-Jacques Kantorow (1999/2000) BIS/Klassik Center CD 1060 (54'06'')



Ohne Pose

Diese Aufnahme bietet Anlass zum Staunen aber auch zur Diskussion. Man kann sie für einen großen Wurf halten: Der junge Franzose Renaud Capuçon ist ein atemberaubender Techniker mit einem schlackelosen, leuchtend hellen Stradivari-Klang. Er hat den Mut, mit den Convenus der Virtuosengeigerei zu brechen und die großen Reißer noch einmal neu zu lesen. Seine „Thaïs“-Meditation kommt ohne jede Sentimentalität aus, seine „Tzigane“ ohne Pose. So weit, so geschmackvoll.

Geigenbegeisterte strenger Observanz mögen die Aufnahme hingegen für misslungen halten: Was klassische Virtuosen von Heifetz bis Perlman noch auf Kommando produzieren konnten, das Testosteron für die „Tzigane“ oder die schwüle Sinnlichkeit für die „Havanaise“, hat der ehrliche Capuçon schlicht nicht mehr drauf. Nicht nur an Durchsetzungskraft fehlt es ihm, sondern auch am entschlossenen Mut des Verführers. Wäre ja auch ein Wunder, wenn die Krise des starken Geschlechts nicht auch das Geispiel tangierte.

Sensationell ist der Gestaltungswille, mit dem Daniel Harding die Begleitparts zu buntem Leben erweckt. Jedes der vermeintlich trivialen Stücke klingt bei ihm wie große Musik. Beispiel „Valse-caprice“: Die Crescendi brausen mit sinfonischem Impetus auf, die Akkorde beben vor sehniger Kraft, der Rhythmus federt elastisch. Und die Bläser der Deutschen Kammerphilharmonie singen beseelt. Capuçon droht da fast zum Nebendarsteller zu werden – zumal die Tontechnik dem Orchester einen roten Teppich auslegt.

Anselm Cybinski

Interpretation ★★★★★
Klang ★★★★★

Französische Werke für Violine und Orchester: Saint-Saëns, Introduction et rondo capriccioso, Havanaise, Valse-caprice; Massenet, Méditation aus Thaïs; Ravel, Tzigane; Berlioz, Rêverie et caprice; Milhaud, Le Boeuf sur le toit; Renaud Capuçon (Violine), Deutsche Kammerphilharmonie Bremen, Daniel Harding (2000) Virgin/EMI CD 545842 (73'49'')



Farbenpracht

Arne Nordheim (geb. 1931) gilt als

der größte lebende Komponist Norwegens. Die eklektische, jedoch handwerklich hervorragend gearbeitete Violinmusik des einstigen Avantgardisten verknüpft brillantes Passagenwerk mit weiten Linien in stratosphärischen Höhen. Sie oszilliert zwischen beinahe neoklassizistischer Motorik und romantischer Verklärung. Peter Herresthals Aufnahme des Violinkonzerts konkurriert mit der des Widmungsträgers Arve Tellefsen. Stand dort der superbe Solist uneingeschränkt im Vordergrund, so beeindruckt hier die Farbenpracht des Orchesters, insbesondere der Schlagzeuggruppen. Auch die beiden anderen Werke erfahren sehr sorgfältige Interpretationen.

A.C.

Interpretation ★★★★★
Klang ★★★★★

Nordheim, Violinkonzert, Duplex, Partita für Paul; Peter Herresthal (Violine), Øystein Sonstad (Violoncello), Mats Claesson (Elektronik), Sinfonieorchester Stavanger, Eivind Aadland (1997-2001) BIS/Klassik Center CD 1212 (61'39'')



Ironie-frei

Die vorliegende Kompilation unterschiedlich besetzter Stücke riecht stark nach Wiederaufbereitung länger gelagerten Materials – zumal die Aufnahmedaten nicht angegeben werden. Nichtsdestotrotz ist die interpretatorische Qualität hoch. An ironischen Doppelbödigkeiten ist Levon Ambartsumian allerdings kaum interessiert. Der Russe spielt mit kraftvoller, expressiv gespannter Tongebung. Sein technisch souveräner, sehr direkter Zugriff verknüpft Schnittek's Polystilistik fast problemlos mit der großen Tradition der russischen Violinmusik.

A.C.

Interpretation ★★★★★
Klang ★★★

Schnittke, Violinkonzert Nr. 3, Violinsonate Nr. 2 (Quasi una Sonata), A Paganini; Levon Ambartsumian (Violine), Anatoly Scheludjakov (Klavier), Tschaikowsky-Sinfonieorchester Moskau, Michail Kukuschkin (k. A.) Phoenix/MusikWelt CD 150 (57'46'')

Wa(h)re Legenden

Benjamin Hederichs „Gründliches mythologisches Lexikon“ beschert dem Kunstbessenen nicht nur schönste Lektüre, sondern auch die Aufklärung tiefgreifender Missverständnisse – wie bei der Sichtung von historischem Tongut festzustellen war.

Ursprünglich wollte ich mich an dieser Stelle mit einigen sinfonischen und oratorischen Neuheiten des Labels Urania auseinandersetzen. Doch nach einigen erschütternden Hör-Erlebnissen wollte mir das Ganze nicht mehr recht munden; also griff ich zum Hederich, der schon unserm Hofrat Goethe auf die Sprünge geholfen hat, weil ich wissen wollte, ob denn Urania einzig und ausschließlich „eine von den neun Musen, und also des Jupiters und der Melpomene Tochter“ gewesen. Und als hätte ich es geahnt: Es war auch „einer von Aktäons [50] Hunden“, über deren Besitzer wir erfahren, „dass er sich von dem Wildprete, das der Diana in ihrem Tempel geopfert wurde, seine Hochzeit ausrichten wollte“. Die Plünderung überlebte er nicht, und andere sollten das auch nicht, denn bei allem Respekt vor klingenden Reliquien ist es völlig unverständlich, dass einem in einer Missa solemnis oder einer Romantischen Sinfonie aufgrund saumäßiger Nachbearbeitungen die Membrane quer über den Schreibtisch fliegt.

Sehr zupass kam mir da das neue Paket der BBC-Legends, die flugs gegen das eigentliche Vorhaben ausgetauscht wurden. Nun will ich nicht verhehlen, dass mir auch die Britische Broadcasting Company in der Vergangenheit Missbehagen bereitet hat, wurde gelegentlich doch allzu leichtfertig ans Licht der Öffentlichkeit gebracht, was dort im Keller ruhte. Dieses Mal allerdings fällt das Verhältnis zwischen Überflüssigem und Hörenswertem recht günstig aus: Unter den elf Veröffentlichungen gibt es allenfalls anderthalb Einschränkungen – zu denen leider der 1963 entstandene Mitschnitt des fünften Klavierkonzerts von Ludwig van Beethoven mit Benno Moiseiwitsch, dem BBC Symphony Orchestra und Sir Malcolm Sargent gehört – namentlich wegen der deutlichen Desorientierung im Finale, für die auch die bezaubernden Soli des langsamen Satzes nicht entschädigen können (dass Moiseiwitsch rund einen Monat nach dieser Aufführung verstarb, relativiert die Einwände natürlich). Weit besser ist das sieben Jahre früher in derselben Besetzung dargebotene zweite Klavierkonzert von Sergej Rachmaninoff, das von der aristokratischen

Kultiviertheit des Solisten ein beredetes Zeugnis ablegt, obwohl man dank der Publikumsbeteiligung so etwas wie eine Rhapsodie in Pul-Moll zu hören glaubt: Vor allem das Adagio ist organisch und transparent entwickelt, und im Finale gleißt und schillert es, dass man die Krächzer gern in Kauf nimmt.

Nicht eben faszinierend ist Carlo Maria Giulinis Umgang mit Bachs h-Moll-Messe, die am 10. Juli 1972 in der St. Paul's Cathedral mit einer wahrhaft renommierten Truppe gegeben wurde: Jenny Hill, Janet Baker, Peter Pears und John Shirley-Quirk sowie New Philharmonia Chorus and Orchestra gehen jedoch in einem mulmigen Klang unter, der nicht gerade Sympathien für ein Werk weckt, über dessen praktische Nutzenwendung man bis heute füglich streiten kann: Man verzeihe die Semi-Blasphemie, doch diese Partitur, mit der der Komponist dem Dresdner Hof sein Können demonstrieren wollte, muss schon sehr straff angegangen werden, wenn sie der „Gemüths=Ergetzung“ dienen soll.

Fortan aber wird's rasant immer besser. Sir Thomas Beecham bewältigt das Programm, das er im September 1954 am Pult des Royal Philharmonic Orchestra in der

Kompositionen für Horn sind nicht abendfüllend

Royal Albert Hall gab, mit nobler Eleganz: Wagners „Tannhäuser“-Ouvertüre und „Venusberg“-Musik, ein selbst arrangierter Auszug aus dem zweiten Akt der „Irmelin“ von Delius, die erste „Arlésienne“-Suite von Bizet und ein Ausschnitt aus Massenets „La Vierge“ zeugen ebenso von der unbändigen Freude am Musizieren wie die aus verschiedenen Mitschnitten zusammengestellte Berlioz-CD, die neben einem knallharten, scharfkantigen „Korsar“ (1951) und einem

Frederick Riddle enthält, der bis zum Finale überzeugt. Dann fehlt eigentümlicherweise der Biss, den die beiden vorausgegangenen Ouvertüren verrieten. Immerhin lässt Sir Thomas keinen Zweifel daran, dass der Protagonist dieser Sinfonie derselbe ist, der in der „Fantastique“ auf dem Schafott endet. Der Marsch aus den „Trojanern“ (1951), den die Produzenten ans Ende gestellt haben, kommt über den „pomp and circumstance“ einer Zugabe nicht hinaus.

Während in der vorigen Veröffentlichung trotz aller klanglichen Diskrepanzen ein roter Faden gewahrt blieb, muss Dennis Brain den Herausgebern der Legenden wieder einmal eine harte Zeit bereitet haben. Kompositionen für Horn sind bekanntlich nicht abendfüllend, und so geriet die jüngste CD zu einer jener Sammlungen, die man eigentlich nicht von A bis Z, sondern nur in kleinen Portionen goutieren kann. Beethovens divertimentoartiges Sextett für zwei Hörner mit Streichquartett, „Auf dem Strom“ von Franz Schubert (mit Peter Pears), dann das Divertimento KV

270 von Wolfgang Amadeus Mozart und das erste Hornkonzert von Joseph Haydn mit dem BBC Midland Orchestra unter Léo Wurmser – das ginge ja noch an. Doch dann sollte man eine Pause einlegen, denn die zweite Hälfte der Scheibe enthält Werke von Arnold Cooke, Jacques Ibert und Darius Milhaud, und so gemischt wie das Programm ist auch die Qualität der zwischen 1953 und 1957 entstandenen Studio-Aufnahmen: Mal sind die Resultate ganz zau-



berhaft (Schubert, Mozart, Cooke und Ibert), mal macht die Technik den musikalisch durchaus packenden Interpretationen einen Strich durch die Rechnung (Haydn und Milhaud). Am Ende sind solche Ausgaben doch wohl mehr etwas für Studenten des Faches – und vielleicht für Enzyklopäden und Devotionaliensammler.

Selbstredend ist die Situation völlig anders, wenn ein Künstler an einem Abend seine Gemischtswaren ausbreitet. Am 15. Juni 1969 dirigierte Leopold Stokowski in der Royal Albert Hall ein Konzert des Royal Philharmonic Orchestra, bei dem er in seiner bekannten Unbeschwertheit mit Mussorgskys „Nacht auf dem kahlen Berge“, Glinkas „Kamarinskaja“, Tschaikowskys „Ouvvertüre 1812“, vier der acht Russischen Volkslieder von Anatol Ljadow und Borodins „Polowetzer Tänze“ (mit dem John Alldis Choir und dem Chor der Welsh National Opera) ein russisches Feuerwerk zündete, das man am besten im Stehen anhört, weil es einen nicht im Sessel hält. Dass Stokowski allerdings unmittelbar nach Tschaikowskys antinapoleonischem Geböller das „Poème de l'extase“ von Alexander Scriabin aufgeführt hat, lässt Schlimmes ahnen – und tatsächlich: Das ekstatische Gedicht erstickt förmlich im Schönklang ...

Ähnlich ambivalent verabschiedet man sich von Sir Adrian Boult's Legenden aus den Jahren 1954 bis 1969. Auf Cherubinis elastische, Beethoven-nahe und demnach fesselnd gespielte „Anacréon“-Ouvvertüre folgt die neunte Sinfonie von Schubert mit einem Andante, dessen wunderbar durchsichtige und herrlich ausgeformte Interpretation nicht recht zu der mitunter grobschlächtigen Umgebung passen will. Und dann hat man Cornelius' „Barbier“-Ouvvertüre vor sich, an der nichts auszusetzen ist. Was tut man mit einer solchen Scheibe? Man tauscht sie aus gegen die Auftritte, die Mstislaw Rostropowitsch zwischen 1963 und 1966 in der Royal Festival Hall absolvierte. Die Rhapsodie von Chatschaturian, das zweite Konzert von Schostakowitsch und die „Rokoko-Variationen“ von Tschaikowsky müssen dem Publikum geradezu die Sprache verschlagen haben. Selbst die ausgedünnten, spröden Strukturen des Schostakowitsch-Konzertes sind so spannungsgeladen, dass man im Saal die sprichwörtliche Stecknadel hören könnte. In den Schluss-Steigerungen der Rhapsodie und der Variationen hingegen säbelt Rostropowitsch mit einer Vehemenz, die ihresgleichen sucht.

Auf diesen ersten Höhepunkt der neuen Staffel folgen abschließend drei weitere sinfonische Delikatessen. Bewegend sind zunächst Mozarts „Maurische Trauermusik“

und Beethovens neunte Sinfonie, die am 14. Januar 1974 in der Royal Festival Hall gegeben wurden: In diesem „Klemperer Memorial Concert“ versuchten Margaret Price, Yvonne Minton, Werner Hollweg und Norman Bailey sowie New Philharmonia Chorus and Orchestra unter der Leitung von Rafael Kubelik (entgegen anderslautenden Stimmen der damaligen Kritik), an die musikalische Sicht des „Klempereur“ anzuknüpfen. Die kalte Sprachlosigkeit der Trauermusik und die geweiteten Dimensionen der Neunten zielen jedenfalls in die Richtung, die der große alte Mann vorgegeben hatte. Dass dieses Vorhaben nur bedingt gelang, ist nicht zu verkennen; das Bemühen aber, eigene Ansätze in den Dienst einer persönlichen Ergriffenheit und Würdigung zu stellen, verdient höchste Anerkennung.

Von hier aus führt der Weg direkt zu den Erschütterungen der neunten Sinfonie von Gustav Mahler, die Jascha Horenstein mit dem London Symphony Orchestra am 15. September 1966 in der Royal Albert Hall präsentierte. Schon der kolossale Kopfsatz gerät so beklemmend, dass sich das Publikum mit einem Rühren der Hände Luft machen muss. Das vermeintliche Scherzo nimmt Horenstein sehr gemächlich und „verquer“; im Vordergrund steht durchweg eine beinahe skelettierte Vielstimmigkeit, die dann das Rondo zu einer grausamen Danse macabre macht und in der völligen Erstarrung des Schluss-Satzes mündet. Gekoppelt ist die Sinfonie mit einer Aufnahme der Kindertotenlieder, in der Horenstein 1967 mit Janet Baker und dem Scottish National Orchestra nicht das schicksalsträchtige Argument für die Neunte, sondern auch in aller Schärfe eine Vorahnung der (damals noch nicht komponierten) 14. Sinfonie von Schostakowitsch liefert. Eine konsequentere Kopplung dürfte kaum denkbar sein.

Am Ende steht eine Kombination, die auf den ersten Blick unmöglich scheint: Sir John Barbirolli dirigiert das Hallé Orchestra in der achten Sinfonie von Anton Bruckner (1970) und überrascht mit einer Darstellung, an der sich die wissenschaftlichen Reinheitsfanatiker die Zähne ausbeißen werden, weil hier der „wahre Toni“ zum Vorschein kommt. Schon in den ersten Takten des Kopfsatzes spürt man, wohin Barbirolli will – in eine hoch emotionale Richtung, die den Schullehrer aus St. Florian mit all seinen Ängsten, Zwängen und Neurosen, seinen Unsicherheiten und zwischenmenschlichen Nöten zeigt. Die Hetze während der letzten drei Minuten des Allegro moderato, die Dämonen, die Alpträume des Scherzo; die inwendige, sublimierte Glut des Adagio; und das förmlich herausgeprügelte Finale – all

das macht diese Aufnahme zu einer echten Sensation. Kein Wunder, dass sich die Hörer in der Royal Festival Hall damals nicht mehr halten konnten!

Eckhardt van den Hoogen

BBC Legends/Musikwelt

John Barbirolli

Bruckner, Sinfonie Nr. 8; Hallé Orchestra
BBCL 4067-2

Thomas Beecham

• Wagner, Delius, Bizet und Massenet; BBC Women's Chorus, Royal Philharmonic Orchestra
BBCL 4068-2

• Berlioz, Ouvvertüren, Harold in Italien, Royal Philharmonic Orchestra
BBCL 4065-2

Adrian Boult

Cherubini, Schubert und Cornelius; BBC Symphony Orchestra
BBCL 4072-2

Dennis Brain

Beethoven, Schubert, Mozart, Haydn, Cooke, Ibert und Milhaud; Dennis Brain Wind Quintet, BBC Midland Orchestra, Léo Wurmser
BBCL 4066-2

Carlo Maria Giulini

Bach, Messe in h-Moll; Jenny Hill, Janet Baker, Peter Pears, John Shirley-Quirk, New Philharmonia Chorus & Orchestra
2CD BBCL 4062-2

Jascha Horenstein

Mahler, Sinfonie Nr. 9, Kindertotenlieder; Janet Baker, Scottish National Orchestra
2CD BBCL 4075-2

Rafael Kubelik

Mozart, Maurische Trauermusik; Beethoven, Sinfonie Nr. 9; Margaret Price, Yvonne Minton, Werner Hollweg, Norman Bailey, New Philharmonia Chorus & Orchestra
BBCL 4071-2

Benno Moiseiwitsch

Rachmaninoff, Klavierkonzert Nr. 2; Beethoven, Klavierkonzert Nr. 5; BBC Symphony Orchestra, Sir Malcolm Sargent
BBCL 4074-2

Mstislaw Rostropowitsch

Khatschaturjan, Konzert-Rhapsodie; Schostakowitsch, Cellokonzert Nr. 2; Tschaikowsky, Rokoko-Variationen; London Symphony Orchestra, BBC Symphony Orchestra, George Hurst, Colin Davis
BBCL 4073-2

Leopold Stokowski

Mussorgsky, Glinka, Schostakowitsch, Strawinsky, Tschaikowsky, Skrjabin, Ljadow und Borodin; John Alldis Choir, Welsh National Opera Chorus, Royal Philharmonic Orchestra
BBCL 4069-2